

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 226 (1953)

Artikel: Der Bergstock
Autor: Schütz, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bergstock

Erzählung von Hans Schüh†

In den Erinnerungen seiner Jugend traumend, rührte Johannes unverhofft an ein seltsames Geschehnis, das, mit einer Augustfeier verknüpft, ihn plötzlich wieder bewegte und in diesen Tagen der Besinnung zur Achtsamkeit rief.

Sein Vater hirtete auf einer Alp die Kühe, und er, Johannes, damals ein Knabe von zwölf Jahren, half ihm bei den mannigfachen Verrichtungen des Sennenlebens. Er trieb des Morgens die Kühe her, rüstete sie zum Melken an, tränkte die kalben Kälber und scheuchte mit Steinwurf und Fluch die genäschigen Ziegen davon, welche, auf Milchkessel und Salzfaß lauernd, die Hütte umstrichen.

Er lauschte des Abends den sanften Tönen des Alphorns, lauschte den wehmütigen Klängen des Widerhalls, und ihm war dabei, als riefen sich verwunschene Seelen von Wand zu Wand sehnsüchtigen Nachtgruß zu. Dabei gedachte er oft der Mutter und der Schwestern im Tal unten und ob sie müde wären oder schon in der rätselvollen Balm des Schlummers lägen. Ihnen solche heimliche Gedanken einzugestehen, hätte er nie vermocht. Dazu war er zu stolz, fühlte er zu lebhaft Kraft und Vorzüge des Knabentums in sich.

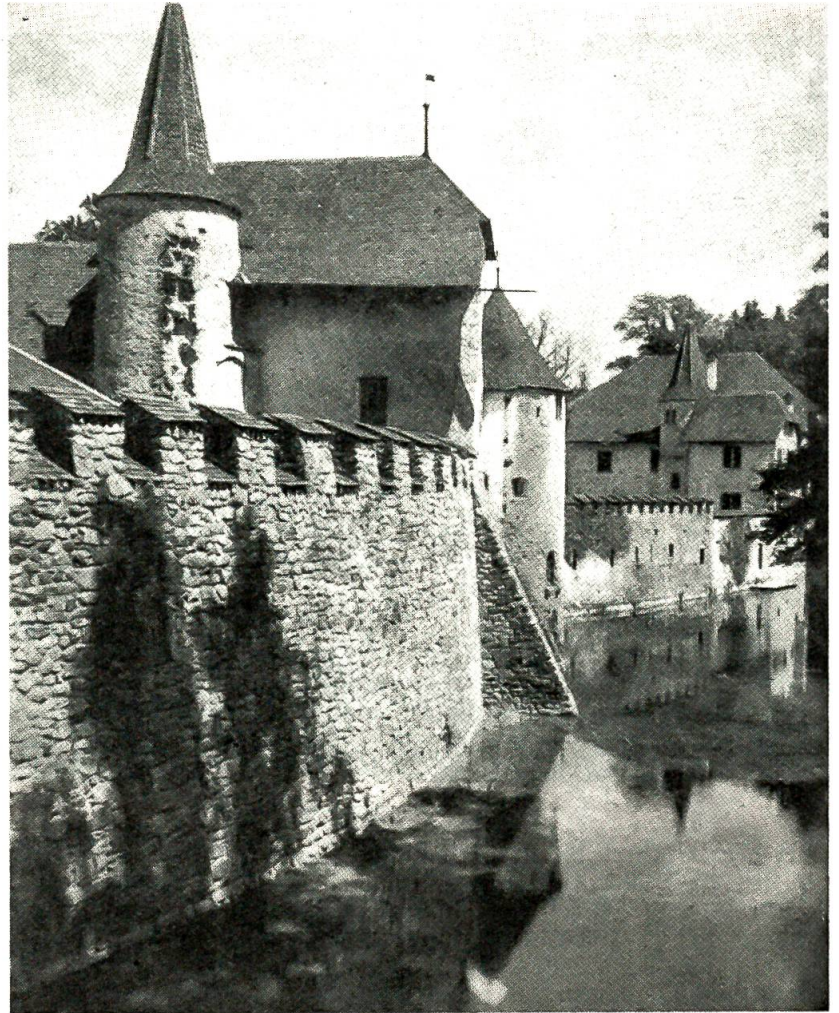
Auf den Sonntag aber freute sich Johannes immer besonders. Nach dem einfachen Mahle langte sein Vater bedachtam nach dem Bergstock in der Kammerecke und ermahnte den Knaben, rasch die Tassen und Teller zu spülen, denn: „Wir gehen auf den Grat!“

Es hätte jeweils des Aufrufs zur Eile nicht bedurft, denn in Johannes brannte das Feuer der Erwartung schon seit Tagen.

Auf den Grat —, das bedeutete Kletterei, das bedeutete, der geheimnisvollen Sucht nach seltenen Blumen und

bunten Steinen Genüge tun, das bedeutete endlosen Blick in die Ferne, durch die kühn gemeißelten Tore der Berge in die Ebene, wo sich die Flüsse wie silberne Schlangen wanden.

Und diese Sonntage liebte er mit der ganzen Liebe seines lebhaften Knabengemüts. Sie schimmerten ihm wie Edelsteine in der grauen Kette der Werktage.



Schloß Hallwyl

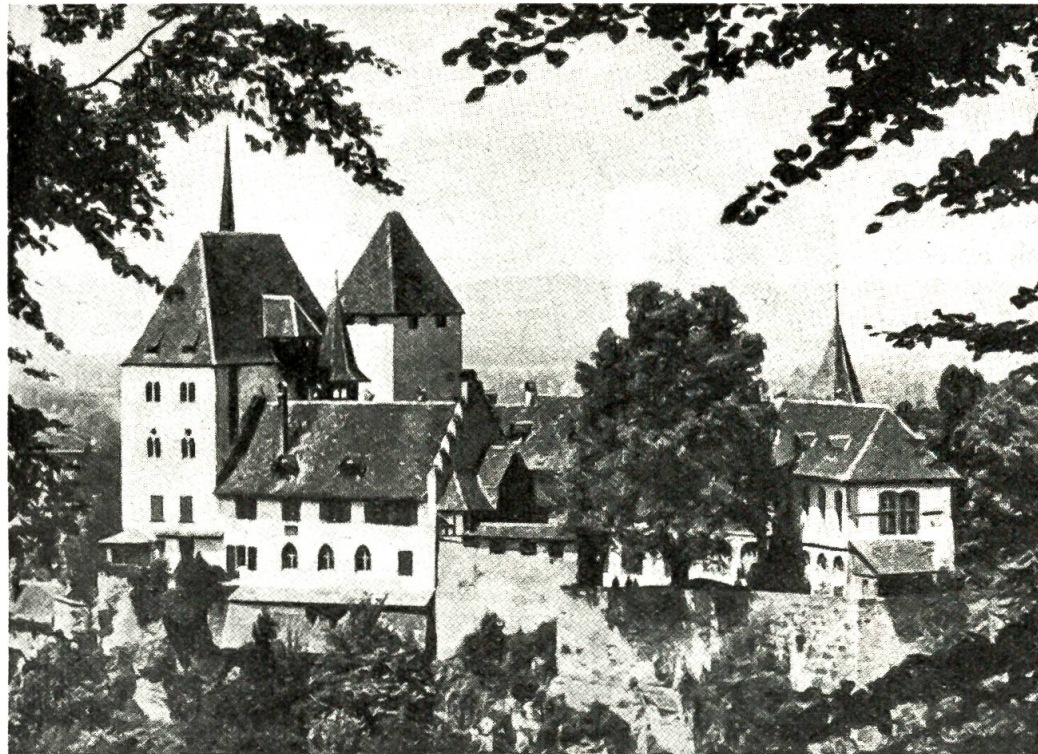
Das berühmte Wasserschloß Hallwyl wird zusammen mit dem Adelsgeschlecht 1113 zuerst erwähnt. Auf der künstlich geschaffenen Insel der Aa stand aber schon um das Jahr 1000 der (seit her bis auf die Grundmauern abgetragene) Burgfried, der seinerseits eine bloß hölzerne Anlage aus der Karolingerzeit ersetzte. Das Schloß befand sich von jeher im Besitze derer von Hallwyl. Seit 1874 ist es unbewohnt. Die in Stockholm lebende Gräfin Wilhelmina errichtete nach dessen Restauration durch ihren Gatten Graf Walter von Hallwyl im Jahre 1924 die Hallwyl-Stiftung, u. a. zum Zwecke der Erhaltung des Schlosses als historischem Kunstdenkmal.

Und das Zeichen zum Aufbruch war Vaters Griff nach dem Bergstoß. Er besaß deren zwei. Für die Gänge der Woche, unter schwerbeladenem Reff, gebrauchte er den mannhohen, braunrindigen Werktagsstab. Am Sonntag aber, für die ungebundene Wanderung zur Höhe, nahm er sich den herrlichen, schlanken Haselstoß aus der Ecke. Auch er reichte dem großgewachsenen Manne bis zur Schulter, und zudem trug er, als ein

hatte er im Frühjahr mit dem Messer die Rinde in Spiralen durchschnitten. Nach einem Jahr hatte er es umgehauen und den zugerichteten Stab übers Feuer gehalten. Die Rinde hatte sich gelöst, die hellgelbe Faser des nackten Holzes erhielt dunkelbraune Tönungen, und dort, wo die Schnitte des Messers den Saftstrom unterbrochen, hatte der Strauch, gegen den Dursttod ankämpfend, erhöhte Narben getrieben, Wucherungen, die sich in gleichmäßigen Windungen dem Stoß entlang ringelten, ihn derb und hübsch zugleich verzierend.

Dieser Stoß nun, schlanker Eckensteher über die Woche, bewunderter Weggefährte des Feiertags, war für Johannes der Inbegriff erlesener Wanderlust und stolzer Manneswürde. Wenn er die Monde und Jahre errechnete, bis er erwachsen und reif zu solcher Auszeichnung wäre, wollte ihn Unmut überfallen, ja, eine heimliche Begierde wollte in ihm aufglimmen, früher als zu Recht und im Verborgenen danach zu greifen. Um Erlaubnis zu bitten, hätte er nicht gewagt, denn der Vater war in solchen Dingen streng, und eine abgeschlagene Bitte würde dem Verlangen bloß erhöhten Anreiz gegeben haben.

So bezwang er sich



Schloß Burgdorf

Über den Ursprung dieser zähringischen Burg weiß man mit Sicherheit bloß, daß sie zur Zeit Berchtolds III. bereits bestanden hat. Nach Berchtolds V. Tode 1218 nahm sie sein Schwager Ulrich von Riburg widerrechtlich in Besitz. Die ständige Geldnot der Riburger ließ in ihnen den Plan eines Überfalles auf die Städte Solothurn, Bern, Narberg und Thun reifen. Doch mißlang 1382 schon der erste auf Solothurn. Das gleiche Schicksal war im Jahre darauf dem Rachezug der Berner und ihrer Verbündeten beschieden. Die Belagerung von Burgdorf wurde nach 45 Tagen aufgegeben, Burgdorf bald darauf aber trotzdem den Bernern käuflich abgetreten. Reuig über den Verkauf, versuchte 1389 Graf Berchtold von Riburg einen Überfall auf das Städtchen, der aber am tapfern Widerstand der Burgdorfer scheiterte. Von da an datiert vermutlich die alljährlich den Bürgern vom jeweiligen Schultheißen gestiftete „Hühnersuppe“, ein Brauch, der allerdings 1798 nach dem Untergang des Alten Bern aufhörte.

Prunkstück besonderer Art, die Zierden des Messers und der Flamme zugleich.

Oft erzählte der Vater, wie er sich ihn gewonnen. Einem pfeifengeraden Haselstämmchen

stets und lief emsig an seinem Krummstößlein mit aufgeschnitztem Edelweiß und eigenem Namenszug wie ein Hündlein in aller Ergebenheit dem Vater nach die Hänge empor zum Sims der Fluh.

Bis an jenem Sonntag, da den Vater Botschaft erreichte, er mühte dringend zu Tal, die Mutter sei krank. Ohne besondere Anweisung hatte er den Knaben verlassen, einzig eine Warnung vor allzu verwegener Kletterei hatte er dem Abschiedswort beigelegt.

Dann war Johannes allein. Im Stalle mahlten die Kühe, hoch in den Felsen glöckelten die Ziegen, vor der Hütte gurgelte und spie ein ungebärdiger Brunnenlauf. . .

Keine Menschenseele. Tun und Lassen waren ganz der eigenen Lust anheimgestellt, die grauen Augen des Vaters konnten ihn nirgends erreichen, einen herrlichen Sonntag würde er haben. Alles, was die Alp an Speise und Trank, an Blumen und Gestein, an Lockung und Labsal bot, war sein.

Erstlich wollte er sich Käse braten. Das taten sie an Feiertagen auch sonst stets, Vater und er.

Während aber die gelbe Scheibe vor den rotglühenden Kohlen briet, feine weiße Blasen sich blähten, in der Hitze zischend platzen, während goldene Fetttropfen dem Rand der Schnitte entlangliefen und im Widerschein funkelten wie Honig im einfallenden Licht, während Johannes den hölzernen Spieß behutsam drehte und wendete, fiel sein Blick, achtlos zuerst und dann wie von geheimnisvollem Schimmer angezogen, zum zweiten Male in die Ecke, wo Vaters Stod stand. Vaters Bergstod. . .

Raum je hatte Johannes ihn richtig anfassen dürfen. Scheu nur hatte er je und je den geschnittenen Kopf, die buckligen Spiralen, die Hülse mit der stählernen Spitze betrachtet. Heute drohte

Vaters Hand nicht, kein Mensch konnte ihn verraten, und — was zu Anfang bloß undeutlicher Wunsch und leichte Lockung war, wurde in wenigen Sekunden fester Entschluß. Er würde den Stod heute mitnehmen auf den Grat, einmal nur, diesmal nur. . . Und am Abend, ehe der Vater zurückkam, würde er ihn wieder in die Ecke stellen. Wie unberührt würde er dort stehen, ein verschwiegener Wegesell.



Schloß Werdenberg

Das Schloß bestand ursprünglich bloß aus einem Turm. Ihr Besitzer wird 1259 erstmals Hartmann von Werdenberg-Sargans genannt. Der heute noch bestehende Schloßteil mit dem Rittersaal kam erst später hinzu. 1404 eroberten die Österreicher das Schloß. 1517 kam es in den Besitz der Glarner. Den französischen Truppen diente es 1799 als Spital. Der Kanton Glarus brachte es 1810 unter den Hammer, und seither ist es im Privatbesitz.

Im sonnengleißenden Mittag stieg Johannes hinan, dorthin, wo der Grat an den Himmel rührt. Wie es sich an solchem Stod herrlich ging! Man möchte Sprünge nehmen, geschmeidig und hoch wie ein Stabspringer. Beinahe bedauerte er nun, allein zu sein. Wie hätte er sich des Stods vor den Kameraden rühmen können!

Er schwang ihn wie ein Schwert, er trug ihn auf erhobener Fingerbeere steil aufgerichtet und

kunstvoll vor sich her, er warf ihn einem Speere gleich durch die Luft. Ein vortrefflicher Begleiter, dieser Stod!

Johannes näherte sich dem Ramm des Grats. Das Gras wurde dürrig und kurz. Vorn, wo der Boden sich mählich zu neigen begann, und jäh dann in die senkrechte Wand abbog, dort spreizten sich die letzten, stacheligen Büschel der Wacholdersträucher.

Achtlos war der Knabe gewandert, den Sinn ganz an Spiel und Wurf verloren. Und achtlos, ja, unbewußt vielleicht noch angefeuert durch die Lust an der bezwungenen Höhe, warf er den Stod ein letztes Mal mit langem, elastischem Armzug. Er stieg, gleißte auf, beschrieb einen sanften Bogen, und nun — erst jetzt ermaß Johannes blickartig die drohende Gefahr und schrie auf — nun senkte er sich, die Spitze schien sich in die Wacholderbüsche zu bohren, doch durchdrang sie das Gesträuch, noch zitterte das obere Ende augenblickslang wie eines Speeres Schaft und verschwand dann lautlos, den Händen des hinstürzenden Knaben völlig unerreichbar, im Abgrund.

*

Der Vater, spät in der Nacht vom Tal zurückkehrend, hatte den Verlust nicht gleich bemerkt. Erst als er anderntags die Suppe kochte, gewahrte er die leere Ecke. Er drehte sich nach Johannes um, der die Teller auftrug.

„Bub, wo ist mein Stod?“ Da war sie nun, die gefürchtete Frage. Sie hatte ihn in der vergangenen Nacht ununterbrochen gequält. Alles hatte er geprüft und erwogen. Sollte er Ahnungslosigkeit und Erschrecken vortauschen? Sollte er ein Märchen von Gästen ersinnen und andeuten, sie könnten die Diebe sein? Oder war ein beschämendes Geständnis das einzige? Duzendmal hatte er sich alles durchdacht. Wie der Vater fragen, was er darauf antworten würde...

Nun aber traf ihn die Frage doch wie ein Geißelhieb. Aller Mut war mit einemmal dahin, fast lähmte der Schrecken ihm die Zunge. Er fuhr jäh herum, sah nach der Ecke und stotterte: „Der Stod —, ich — ich weiß nicht —“ und bestimmter werdend: „ich weiß wirklich nicht!“

Mochte das Entsetzen den Anschein von Wahrheit erwecken, mochten Johannes' Worte einer

Wirklichkeit entsprechend klingen oder was, der Knabe wußte es nicht sicher, witterte aber mit dem Instinkt des Gehegten, daß der Vater ihm glaubte, denn die zweite Frage: „Du weißt also wirklich nicht, wo mein Stod hingekommen ist?“ tönte weniger gespannt, fast so, als hätten des Vaters Gedanken sich schon wieder etwas anderem, weit Wesentlicherem zugewandt.

So fand Johannes, einen Ausweg erspähend, nach der halben Lüge des Anfangs, die Redheit zu ihrer Fortsetzung.

„Um Mittag lief ich weg, zum Grat hinauf. Der Stod stand noch in der Ecke wie stets...“ Die grauen Augen des Vaters blieben eine Weile auf dem Knaben ruhen, Johannes zitterte unmerklich, dann aber glitten sie von ihm weg in die Weite. „Merkwürdig..., so selten kommt hier jemand vorbei...“

Die Suppe wallte auf und der Vater richtete an. Schweigend aßen sie. Auf einmal hielt der Vater an. „Bub, die Mutter ist schwer krank. Du sollst morgen auch zu ihr gehen.“ Er brach ab, flappte das Messer zu und erhob sich. Johannes erbleichte, verschüttete einen Löffel Suppe, eilte hastig nach dem Feglappen, rieb auf und trug die Teller weg.

*

In den nachfolgenden Tagen ging Johannes zwischen Hölle und Hölle. Die Lüge trennte ihn vom Vater, trieb ihn von ihm fort — in die Angst um die fiebernde Mutter.

Er hatte an ihrem Bett gestanden. Kaum hatte sie ihn erkannt, kaum ihn ihre heiße Hand fühlen lassen. Seine Mutter, die frohe, starke, nimmermüde Mutter, sie, der man alles klagen, alles anvertrauen durfte, sie, die alles anhörte, alles lösen und wegnehmen konnte, nun lag sie, traurig, matt und trostlos, lag wie eine Fremde vor ihren Kindern. Man konnte nicht mehr mit ihr reden, sie verstand einen nicht mehr... Johannes fühlte sich plötzlich grenzenlos allein.

Als er zurückkam auf die Alp, die Nacht ihn dunkel und groß umfing, da erhob sich sein Gewissen wie ein Drachentopf. Wie, wenn seine Lüge mit Mutters Krankheit geheimnisvoll und drohend verknüpft wäre? Wie, wenn sie sogar ein Grund, eine Ursache dieses Unheils wäre? Hatte Mutter nicht dann und wann, wenn ihm



Schloß Lucens im Waadtland

Aquarell eines unbekannten Meisters, wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert
Original im Besitz des Berner Historischen Museums (Sammlung Kautz)

oder den Schwestern eine leichtfertige Lüge entschlüpft, mit großen, ernsten Augen gewarnt: „Kinder, tut das nicht! Es schmerzt uns, Vater und mich, es macht uns krank!“ Wie, wenn sie nun stürbe, und er stünde da, ein Schuldiger, ein verschwiegener Bösewicht!

O, es war sicher besser, den Vater zu wecken, ihm alles einzugestehen. „Du — Vater, — ich habe gelogen, damals — am Sonntag... Ich habe den Stoß genommen, habe ihn über die Gluh geschleudert, unbesonnen, töricht...“

Doch als er die Hand nach dem Vater ausstreckte, ihn zu rütteln, der Schlafende aber ohne Antwort und Bewegung blieb, da verließ ihn wiederum aller Mut, und der Kampf mit den anstürmenden, weichenden und wiederkehrenden Bangnissen tobte von neuem in ihm.

Der Bergsommer stand im Zenit. Des Abends besammelten sich die Sennen der umliegenden Alpen im Wald unter dem Grat. Hell kreischten die Sägen. Dumpf krachend stürzten erdorrte, bärtige Tannen in Moos und Heidekraut. Jauchzer stiegen zum sternglitzernden Himmel, während die Stämme und Astbürden auf den lastgewohnten Schultern der Männer emporwanderten, und der Holzstoß aus dem Boden wuchs wie ein dunkles, zottiges Ungeheuer.

Die Herrichtung des Hausens war Ehrenarbeit der Erwachsenen. Wer noch zur Schule ging, durfte nicht mithelfen. Die Jungen sollten zufrieden sein, wenn sie am Augustfeuer geduldet wurden. In den Knabenherzen brannte dieser Abend mit seinen weithin verstreuten Feuerblumen, dem vielfarbigem Raketenpiel der feiernden Dörfer, den wehmütig verflingenden Weisen der Sennen — keiner der am Klavier ersonnenen Notenpurzelbäume der Asphaltjodler kann je solchem Liede ähnlich sein — selbst wie ein Gipfelfeuer. Ihm galt jegliche Rede, und in den Träumen trugen sie alle schon die lodernden Harzfackeln, womit sie den Stoß anzünden durften, lauschten sie mit angehaltenem Atem auf Gesang und fern verschwebenden Nachhall...

In Johannes' Seele trieben die dunklen Ahnungen ihr Unwesen. Wohl flackerte zuweilen eine Erinnerung auf an den Zauber des Bundesfeierabends. Sie hielt sich dann eine Weile, zittrig wie ein verwehendes Irrlicht im Moor, und versank wieder.

Denn der Mutter ging es nicht gut. Nein — und der Vater mußte öfter zu Tal. Schweigsamer kehrte er zurück, berichtete kurz, befahl trocken und knapp dies und das, mit keinem Wort zuviel, mit keinem zuwenig. Dem Holzsammeln blieb er fern, wies die Fragen und Einladungen seiner Nachbarn ab und saß im Abenddämmer sinnend und aller Worte bar auf der Schwelle. Je einsilbiger und verschlossener aber der Vater wurde, desto mehr fürchtete sich Johannes vor ihm, desto weiter weg wich der Vorsatz zu Kniefall und Geständnis.

So eiferte denn der Knabe des Tags von Arbeit zu Arbeit, so litt des Nachts seine bedrängte Seele die verborgene Not doppelt.

*

In der Morgenfrühe des ersten Augusts stieg der Vater wieder zu Tal. Er werde vor dem Einachten wohl zurück sein. Johannes schlug den Tag mit allerlei Werk tot. Sie und da glitt sein Blick von der Arbeit weg hinauf zum Grat.

Dort ragte der Holzstoß. Andere Jahre hätte er sein jubelndes Herz kaum zu bändigen vermögen im Gedanken an den kommenden Abend. Und heuer? — Er empfände keine Freude, auch wenn er hingehen dürfte... Er würde ins Feuer starren. Seine Augen würden ihn brennen, die lodernden Flammen würden sich ihm in glühendes Schlangengezücht verwandeln, aufsteigend, sinkend, lauernd, züngelnd... Er könnte den Blick nicht abwenden dem Tal zu, denn unten sähe er nicht Raketenpuff und Fackelzier, nein, in weißen Rissen erschiene ihm seiner Mutter blaßes Gesicht mit Fieberrosen auf den Wangen. Und dann kröche erneut die Angst in ihm empor mit starren, glasigen Augen...

Als das sinkende Tageslicht in zarten Rötten über die Gipfel floß, das Blau des Himmels eindunkelte und erste Jauchzer vom Grat herniederflangen, da floh der Knabe in die verborgenste Ecke der Kammer. Der Vater war noch nicht wiedergekehrt. Johannes harrete seiner in steigender Angst. Minute um Minute kroch dahin...

Das Abendrot vorhin, es hatte ihn an Fieberwangen erinnert, die Jauchzer vom Grat erflangen ihm wie Schmerzschreie, und nun trug der westliche Himmel eine bleiche, bläuliche Farbe wie die Stirn, die Stirn seiner Mutter...

Johannes preßte das Gesicht in die Hände und kauerte sich zusammen gleich einem Tier, das sich vor verzweifelterm Sprunge duckt und spannt. So warten zu müssen, ratlos, hilflos, endlos...

O nein, lieber ausbrechen, davonrennen in die Nacht, in die Leere flüchten, im Dunkel über den Rand einer Klüfte...

Ein Gespieler von der untern Alp streckte den Kopf durchs Fensterloch herein. „Johannes, du, — kommst du nicht auch zum Feuer?“ Dumpf brach es aus der Ecke hervor: „Geht nur, geht —, ich — ich warte auf den Vater.“

Der Kopf verschwand, und die erschreckende Blässe des Abendhimmels trat wieder in die Lücke.

Da hielt es den Knaben nicht länger. Er sprang auf und rannte nach der Tür, den Arm schützend vor die Augen gelegt. Nichts mehr sehen, nein, nichts mehr hören —, nur fort, davon...

So prallte er im Türloch an den eintretenden Vater. Der fing ihn mit starkem Arm auf. „Was ist mit dir, Bub?“ Blindlings wollte sich Johannes an ihm vorbeidrängen. Doch der Vater hielt ihn fest. „Was soll das sein? Komm hinein, in die Hütte!“

Der Griff zwang den Knaben zum Gehorsam. In der Küche, mit Gewalt auf des Vaters Knie gepreßt, hörte Johannes die ersten Worte wie von fern. „So, Bub, jetzt red! Was ist mit dir? — Ist es wegen der Mutter?“ Ein warmer Ton schwang in des Ältern Stimme. „Schau, ihr geht's besser. Sie durfte heute zum erstenmal aufstehen.“

Da zersprang die Not in Johannes' Herz wie eine Fessel unter herrlichem Schlag. Sein Arm sank. Sein Antlitz hob sich empor, erschrocken, überwältigt. „Ist das wahr, Vater? Ist das wirklich und wahrhaftig wahr?“ — „Es ist so, Johannes. Freu dich!“ Nun brach der Bann, nun stürzte, stoßend erst, dann immer rascher, entfesselter, wie wenn ein warmer Quell das Eis besiegt, des Knaben Geständnis hervor.

Wohl schien des Vaters Hand, als die Lüge unbeschönigt hervortrat, einen Augenblick schwerer auf dem Kinde zu liegen, wohl grollte es in seiner Stimme wie ferner Donner, als er langsam vor sich hinsprach: „Angelogen also hast du mich damals? Blankweg angelogen?“

Doch unaufhaltsam fuhr Johannes fort. Schimpf und Schläge, alles würde er hinnehmen. Duzendfach hatte er beides verdient. Wenn er nur endlich, endlich einmal diese Lüge wegwälzen konnte, dieser teuflischen Last ledig wurde!

Der Vater stand auf und schritt von ihm weg zur Türe. Nach einer Weile kam seine Stimme von draußen. „Es ist gut, Johannes. — Komm, wir — wir gehen auf den Grat. Sie haben eben das Feuer angezündet. — Mutter wird es vom Tal aus auch sehen. Komm!“

Als Johannes über die Schwelle neben den Vater trat, leuchtete das Höhenfeuer wie eine lebendige, sieghafte Blume zu ihnen herab.

Der Mann ohne Gnade

Als Narvaez, Herzog von Valencia, auf dem Sterbebett lag, stand der Priester neben seinem Lager, bemüht, den Sterbenden für den Himmel vorzubereiten.

„Denken Sie“, sagte er, „auch an Ihre Feinde! Verzeihen Sie ihnen, daß auch Gott Ihnen Ihre Schuld vergebe.“

„Ich habe keine Feinde“, erwiderte der Sterbende.

„Aber, Exzellenz, wenn man eine Stellung bekleidet hat wie Sie...“

„Ich sage Ihnen, daß ich keine Feinde habe.“

„Aber vielleicht doch, es wäre möglich...“

„Ich habe keine.“

„Aber, Exzellenz...“

Ungeduldig geworden, richtete Narvaez sich nun mit letzter Kraft noch einmal auf und sagte mit verlöschender Stimme: „Ich habe keine Feinde, sage ich Ihnen, ich habe sie alle erschießen lassen!“

Moderne Kinder

Großvater: „Sag, Kurtchen, wie wäre es, wenn wir in den Spielzeugladen gingen. Wir könnten uns da alle die schönen Sachen ansehen.“ — Kurtchen: „Aber gern, Großvater, wenn du Vergnügen daran findest.“

Idyll

„Mein Fräulein, ich bin sehr alt, Sie sind sehr jung... Wollen Sie meine Witwe werden?“